



Soziale Frage

Die veränderte Familie von heute: Der Wandel in der Wertschätzung der Familie — Der Wandel der Familie selbst: ihre Funktion in der Gesellschaft — Stellung der Frau, des Vaters, der Kinder — Verinnerlichung — Der Wandel der Zeit erfordert verstärkt die Familie: die Vermassung — die Vereinsamung — die Veröffentlichung — die Mechanisierung — Der neue Familienstil: Wohnungspflege — gemeinsames Planen — neue Mittelpunkte — Kontinuität.

Politik

Was will der Kreml vom Vatikan? Moskau sucht Kontakt mit dem Vatikan — Eine komplizierte Vorgeschichte — Das Erstarken der Orthodoxen Kirche seit 1941 — Der Nationalis-

mus — Der Staat wandelt sich — Die Orthodoxe Kirche wandelt sich — sie gibt sich aber nicht preis — Der Atheismus in der Sowjetunion — Seine Eigenarten — Die religiös Indifferenten — Ihre religiösen Möglichkeiten — Warum der Staat atheistisch bleibt? — Ein Mittel für die Erhaltung des Einparteiensystems.

USA

Kritisches zu den katholischen Schulen in den Vereinigten Staaten (Amerikaner betrachten sich selbst): Die intellektuellen Katholiken im Rückstand — Allgemeine Gründe — Die Schulen im besonderen — Moral vor Intellekt — Die Hochschulen nicht auf der Höhe — Ihre riesige Zahl als Hemmnis der Qualität — Verbesserungsvorschläge — Sofortpro-

gramm — Die Frage der Lehrer das Kernproblem — Die Leidenschaft des Wissenschaftlers.

Spanien

Die paradoxe Information über Spanien und ihr Schlüssel: Der Informationsmangel in Europa — Der Spanier ist über sein eigenes Land nicht informiert — Verhängnisvolle Folgen: unreifes Urteil und Radikalismus — Die spanische Presse unter der Vorzensur — Ihre Verkümmernung — Der Verlust ihrer Glaubwürdigkeit — Die Folgen — Und die katholische Kirche? — Ihre Apathie — Die mögliche Wandlung der Vorzensur — Ihre Dringlichkeit.

Bücher

Vom frühen Sozialismus, zwei Bücher.

Chancen der Familie in der heutigen Gesellschaft

Es sind kaum 30 Jahre her, daß die Sache der Familie in der heutigen Gesellschaft beinahe für verloren galt. Fast alle Kräfte des Geistes, der Wissenschaft, der Wirtschaft, der Gesellschaft und des Staates schienen sich verschworen zu haben, um der Familie das Grab zu schaufeln.

Der Individualismus griff sie von der geistigen, der Industrialismus von der gesellschaftlichen, um nicht zu sagen physischen Seite her an.

Die Industrie hatte die alte Familiengemeinschaft aufgelöst, ihre Arbeits- und Erwerbsgemeinschaft unmöglich gemacht, den Mann vom Haus in die Fabrik, die Jungen vom Dorf in die Stadt, die Frau vom Herd an die Maschine, ja sogar die Kinder aus der elterlichen Obhut auf den Werkplatz, an die Webstühle, später in die Kinderhorte geholt.

Der Individualismus aber hatte der Familie immer ernsthafter grundsätzlich die Berechtigung abgesprochen, wenigstens soweit sie nicht vorübergehendes Liebeserlebnis, sondern unauflösliche Ehe, verpflichtende Fruchtbarkeit, lebenslange Treue und Verantwortung besagt.

Die Völkerkundler hatten den Angriff in die Geschichte vortragen: Ehe und Familie sollten keine ursprünglichen

Menschheitseinrichtungen, sondern ein Produkt der Entwicklung sein, das mit dem Fortgang der Kultur und der fortschreitenden Sozialisierung des Lebens auch wiederum verschwinden würde.

Die Soziologen und die Nationalökonomien gingen achtlos an ihr vorbei: Von 20 Lehrbüchern der Nationalökonomie waren es kaum deren zwei (etwa die von Schmoller und Pesch), die die Familie und ihre wirtschaftliche Bedeutung erwähnten.

Die Psychologen wiesen vor allem auf die schweren und gewissermaßen unerträglichen Belastungen hin, die eine unauflösliche, gar mit mehreren Kindern belastete Ehe mit sich bringe. Es war weniger von Vatersorge und Mutterliebe die Rede als von verheerenden Vaterkomplexen und Mutterhörigkeiten, die das ganze Leben der Kinder mit unheimlicher Gewalt überschatten, und in den großen Fachbüchern der Pädagogik jener Jahre war von Pestalozzi und Montessori, von Fröbel und Ellen Key, von den (damals) modernsten Erziehungsmethoden, aber kaum oder überhaupt nicht — oder dann mit warnend erhobenen Zeigefinger — von Vater und Mutter als den erstberufenen Erziehern der Kinder zu lesen.

Die Behandlung von Ehe und Familie in Kunst, Literatur und Film tat ein übriges, um die Familie in der breiten Öffentlichkeit herabzusetzen.

Ja es gab nicht wenige Moralisten, die nur mit ablehnender Verachtung von jener «egoistischen Kleingruppe» sprachen, die selbstsüchtig und mit eifersüchtigem Zwang Partner und

Kinder im engen und muffigen Kreis des abgeschlossenen Heimes zusammenhalte, ethisch wenn nicht von vorneherein verwerflich, so doch zum mindesten verdächtig.

Dazu kam die ungeheure Belastung unzähliger Familien durch Industrialisierung und Verstädterung, Wohnungsnot und Arbeitslosigkeit, Krieg und Inflation, politischen Druck, Reklametrommelfeuer und Verschleppung.

In Sowjetrußland machte man in den zwanziger Jahren aus ideologischen und politischen Gründen die wildesten und radikalsten Experimente mit den jahrhundertealten Einrichtungen von Ehe und Familie, die man als rein «bürgerlich» ansah und zu vernichten trachtete.

Die gewandelte Familie

Aber seit dem Beginn der dreißiger Jahre setzte zwar langsam und gegen viele Widerstände, doch zäh und unwiderstehlich eine Umkehr ein, die dann in den Kriegs- und Nachkriegsjahren immer stärker zum Durchbruch kam.

Es zeigte sich, daß Ehe und Familie viel zu tief in der Menschennatur verankert waren, und überdies gerade in der verschärften Bedrohung des Menschen durch die moderne Zivilisation eine ganz besondere Bedeutung und Sendung erlangten. Neuere soziologische Untersuchungen, wie die von Schelsky, Wurzbacher, König, Mayntz, Rüschemeyer, Umfragen des Emnid- und des Allensbacher Institutes, Forschungen der Sexualwissenschaft und der Psychologie, vor allem auch der Psychiatrie und der Heilpädagogik, insbesondere aber Entwicklungen in Theorie und Praxis in den Vereinigten Staaten wie in Sowjetrußland, und die Erfahrungen bei den Flüchtlingsfamilien in aller Welt bestätigen fast einmütig, daß um der Gesundheit und der inneren und äußeren Ordnung des Menschen willen auf die Familie nicht verzichtet werden kann.

Es ist jedoch in manchen Stücken nicht mehr die alte Familie, um die es nun geht. Still, doch unaufhaltsam, haben sich nicht nur die Meinungen und äußeren Verhältnisse, sondern auch die Familien selbst gewandelt. Die Funktionen der Familie, das Zusammenspiel ihrer Glieder, die Stellung der Frau, die Rolle der Autorität, die Bedeutung des Kindes, das Verhältnis zwischen geistigen und materiellen Interessen haben einen Wandel durchgemacht, der allenthalben festgestellt wird – und der der Familie neue Aufgaben, aber auch neue Chancen zuweist. Sie spielt im Leben des einzelnen wie der Gesellschaft wieder eine überragende, unersetzliche Rolle, die aber nicht mehr ganz der alten entspricht.

Die Familie hat die äußeren Funktionen wirtschaftlicher Natur weitgehend eingebüßt. War die alte Familie zugleich Produktions- und Erwerbsgemeinschaft, Krankenversicherung und Krankenhaus, Altersversicherung und Altersheim, Eheberatung und Ehevermittlung, Stätte der Berufsberatung und Berufsausbildung, so sind diese Funktionen in der industriellen städtischen Gesellschaft auf ein Mindestmaß zusammengeschrumpft. Dafür aber hat sich der Akzent stärker auf die seelische Sphäre verlagert, die in diesem Zusammenhang von den Soziologen gern die «Intimsphäre» genannt wird, sofern sie nicht einfach Privatisierung und Einsamkeit, sondern seelische Geborgenheit und persönlichen Austausch im engsten Kreis von Menschen besagt, die sich in rückhaltloser Vertrautheit aufeinander angewiesen und hingewiesen empfinden.

Die Frau insbesondere hat viele ihrer wirtschaftlichen Aufgaben von früher an die Industrie verloren: Sie spinnt, webt, schneidert, heizt, wäscht, scheuert nicht mehr, die Kinder sind im schulpflichtigen Alter die größte Zeit des Tages außer Haus, ebenso wie der Mann und Vater. Dieser wünscht am Abend nach getaner, familienferner Arbeit weniger die Haushälterin als die Lebensgefährtin in persönlicher Nähe wiederzufinden. Die Frau selbst aber ist nicht mehr im selben Maß wie früher an Haus und Hausarbeit gebunden, ihr Lebenskreis und ihre

Interessen haben sich erweitert. Dafür haben schon die Berufslehre und Berufsarbeit, die selbständige Lebensgestaltung und Verfügung über eigenes Geld in den Mädchenjahren gesorgt.

Unter diesen Umständen ist auch die Stellung des Vaters und Gatten eine andere geworden. Der Geist des Individualismus hat die alte Autorität von der geistigen, die wirtschaftliche Entwicklung von der materiellen Seite her unterhöhlt. «From institution to copartnership» heißt ein bekanntes Buch. Der Vater ist mehr Kamerad geworden, das Gattenverhältnis hat sich der Gleichberechtigung angenähert. Eine echte Autorität aber ist geblieben: die einer Führung der Personengemeinschaft, während der Vater früher zugleich den gemeinsamen Betrieb (Hof, Werkstatt, Geschäft) leitete. Die Autorität, darf man vielleicht sagen, ist geistiger geworden. Wo das nicht erfaßt oder nicht realisiert wird, klagt man notwendigerweise über Autoritätslosigkeit, wobei nicht nur der Wille zur Anerkennung, sondern auch der Mut zur Ausübung der Autorität ins Wanken geraten ist.

Dementsprechend findet sich auch das Kind in einer anderen Lage. Es ist, bei der Leichtigkeit der Geburtenverhütung in der heutigen Kultur, weder ein Naturereignis noch, beim Wandel der wirtschaftlichen Struktur, eine willkommene Arbeitskraft, sondern in erhöhtem Maße eine Frucht der freien Bejahung von Seite der Eltern. Die Kinder genießen eine große Freiheit, die bei den einen in große und frühreife Selbständigkeit, bei anderen freilich auch in Haltlosigkeit und Ungeformtheit ausmündet. Jedenfalls ist das Kind schon frühzeitig gezwungen, sich mit sich allein zu beschäftigen und sich zu entscheiden. Das Verhältnis von Eltern und Kindern ist in den guten Fällen weniger auf Autorität, als auf Vertrauen aufgebaut.

Von der Institution, so drückt sich die moderne Familiensoziologie aus, hat sich der Akzent mehr auf das seelische Verhältnis verlagert, sowohl im subjektiven Bewußtsein der Familienglieder wie in der objektiven Formkraft, die dem Gemeinschaftsgebilde Halt und Gepräge gibt.

Die Funktion der Familie in der heutigen Zeit

Gerade diese Verlagerung des Akzentes nach innen kommt einem besonderen Verlangen und sachlichen Bedürfnis der heutigen Zivilisation ganz besonders entgegen und verleiht der Familie in dieser Gesellschaft eine unersetzliche Sendung.

Man klagt so viel über die drohende Vermassung des Volkes, die den Einzelnen zur Nummer, zum bloßen anonymen Rädchen im großen Getriebe erniedrige. Selbst wenn man der Überzeugung ist, daß die Rede von der Vermassung mehr im Gerede von Literaten und verzweifelten Individualisten besteht als beim eigentlichen Volk, so kann doch nicht geleugnet werden, daß Großbetriebe, Großstadt und Großorganisationen ein gefährliches Gefälle nach dieser Richtung hin haben. In der Familie besteht dagegen ein einzigartiges Gegengewicht. Nirgendwo sonst ist der Mensch so einmalig, gerade dieser einzigartige, unersetzliche Mensch, wie in der Familie. Es mag Millionen von Männern und Vätern geben, für seine Kinder ist der Vater der einzige, den sie als ihren Vater anerkennen, dem sie das Leben verdanken, den sie verehren und lieben. Und für seine Frau ist dieser Mann, vielleicht sonst ein Mittelmaß unter Tausenden, in keiner Weise hervorragend, trotzdem ihr einziger und einzig geliebter Mann, dem sie ihr Leben anvertraut hat. Hier in Ehe und Familie ist der Mensch am fundamentalsten, existenziell, wenn man so will, aus der Masse herausgehoben, erkannt und anerkannt in seiner Einmaligkeit. Gerade dessen aber bedarf der Mensch der industriellen Gesellschaft so sehr.

Ein weiteres besonderes Merkmal der städtischen Gesellschaft ist die tiefe Vereinsamung der Menschen. Das Buch von Norbert Wiener: «The lonely crowd – Die einsame Masse» ist nicht umsonst zu einem Welterfolg geworden. Die Verein-

samung hängt mit der Individualisierung, Rationalisierung, Mechanisierung und Entseelung in der modernen Kultur zusammen. Die Statistiken und täglichen Erfahrungen beweisen, daß alleinstehende Menschen besonders leicht dem Selbstmord zum Opfer fallen. Umgekehrt bildet für die Großzahl der Menschen die Geborgenheit und seelische Wärme in der Familie die schützende, in die Gemeinschaft zurückholende, erlösende und heilende Macht.

Die moderne Kultur ist ferner so sehr auf die Zerstörung jeder Intimität bedacht. Alles ist der Öffentlichkeit, der Veröffentlichung, der Zerstörung der schützenden Hülle stillen Wachstums ausgesetzt. Weder das Heilige, noch das Persönliche, noch das Geheimnisvolle ist vor der platten Neugier und Sensationslust der Publizisten und Photographen, der Berichterstatter und Propagandisten sicher. Dem entspricht so viel Krampf und Pose, Maske und Prestigebedürfnis. In der gesunden, von Wohlwollen getragenen Atmosphäre der Familie, in ihrer vertrauenden Geborgenheit, verstehenden Nachsicht und innigen Verschwiegenheit kann das Tiefe und Zarte gedeihen, das so sehr der Wärme, Geduld und Sicherheit bedarf.

Gegen die Mechanisierung und Schablonisierung, die Entseelung und tote Gleichschaltung endlich sind in der Familie naturhafte Kräfte wirksam, wie sie sonst keiner anderen Gemeinschaft eignen. Gerade die neuesten Untersuchungen von Prof. Schelsky über «Die skeptische Generation, die deutsche Jugend 10 Jahre nach Nationalsozialismus und Krieg, Flucht und Wiederaufbau», haben gezeigt, wie sehr die junge Generation, die man so oft dem Problem der «Halbstarke» gleichsetzt, dieser schützenden Wärme und vertrauensvollen Geborgenheit der Familie zugetan ist, von ihr in ihren Nöten sich getragen weiß.

Neuer Familienlebensstil

In einem höchst lesenswerten Aufsatz versucht der amerikanische Soziologe *Ernest W. Burgess* zu zeigen, wie sich aus diesen Wandlungen einerseits, der Widerstandskraft blutmäßiger, gemüthafter und seelischer Bindungen andererseits ein neuer Familienlebensstil entwickelt, der weit davon entfernt ist, bloße Resignation zu sein, vielmehr eine besondere seelische Intensität aufweist.

Als Soziologe geht Burgess von den materiellen Gegebenheiten aus. Er unterscheidet zunächst in der Großstadt je nach dem Siedlungsgebiet sechs Familientypen, die ihre Eigenart und Kraft den Besonderheiten der sozialen Gegebenheiten verdanken. So entspreche der Kleinwohnung die «emanzipierte Familie», dem Einwandererquartier die Halbpatriarchalische, dem Quartier der gelernten Facharbeiter und Handwerker die auf den Vater zentrierte (patricentric), der Apartment-house-Atmosphäre die egalitäre, der Vororts-(Pendler)-Gemeinde die mutterzentrierte Familie. Immer mehr aber stelle sich heraus, daß an Stelle der alten Betriebs- und Produktionsgemeinschaft andere, kulturelle Tätigkeiten getreten seien, die eine neue Bedeutung für das Zusammenleben und das Zusammengehörigkeitsgefühl gewonnen hätten: Die Planung, Wahl, Gestaltung, Ausstattung, Pflege der Wohnung z. B. seien zu einem wichtigen Anliegen gemeinsamen Beraters, Beschließens und Wirkens geworden. Die Nahrung werde zwar nicht mehr von der Familie produziert; ihre Auswahl, Anpassung, Abwechslung, Zubereitung aber habe ein anderes Gesicht bekommen, und zwar in der Gemeinsamkeit der Betätigung. Ähnliches gilt von der Kleidung und erst recht von der Erziehung der Kinder. Was früher traditionsgemäß und ziemlich autoritär vom Vater allein oder von den Eltern, den Groß- und Schwiegereltern, oder von Brauchtem, Herkommen und gesellschaftlichem Druck der Nachbarschaft, des Standes oder der Gegend bestimmt wurde, wird heute bewußter, überlegter, in freier und gemeinsamer Ent-

scheidung und Beratung gewählt. Die Wahl des Ferienortes, der Freizeitgestaltung, der politischen Zugehörigkeit, der religiösen Betätigung weisen in die gleiche Richtung.

Neben die alten Mittelpunkte familiären Lebens, Herd und Tisch, sind neue getreten: das Buch und die Zeitschrift, Radio und Fernsehen, das gemeinsame Auto usw. Vielleicht sieht man diese Dinge für weniger belangreich an. Aber sie sind der Ort der Begegnung, des Gesprächs, der Rücksichtnahme; und wenn es wahr ist, daß die Liebe vom Gespräch (nicht vom Gerede, sondern von der Zwiesprache) lebt, so sind sie doch mindestens so bedeutsam, wie es früher die gemeinsame Arbeit war. Über den materiellen Grundlagen erheben sich gemeinsame, ins Geistige reichende Tätigkeiten; gemeinsame Interessen, Wertschätzungen, Ziele, die sich in gemeinsamer Aussprache klären, ausgleichen, runden, bereichern und vertiefen, und die damit tiefe Gemeinsamkeiten der Erlebnisse und des inneren gegenseitigen Einverständnisses schaffen.

Andererseits hat ein weiterer amerikanischer Soziologe, *Clifford Kirkpatrick*, mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß selbst die heutige amerikanische Familie und das Verhalten ihrer Mitglieder nicht nur von der Umwelt geprägt werden, sondern viel tiefer als meist angenommen wird aus der generationshaften Kontinuität und Eigenart der jeweiligen Familienerfahrungen. Weniger die psychologischen Faktoren des Charakters einerseits oder die der sozialen Umwelt und Situation aufgedrungene soziale Rolle von Kind, Jugendlichen, Ehemann, Gattin usw. andererseits, als vielmehr die prägenden Eigenkräfte der Familie in ihrem Blutszusammenhang geben nach Kirkpatrick den Ausschlag. Die Wandlungen der gesamtgesellschaftlichen Struktur treten in ihrem Einfluß auf das familiäre Verhalten zurück gegenüber der Tatsache, daß die Familie in sich selbst, im Zusammenleben der Generationen bestimmte Lebensabsichten und -erwartungen, Reaktionen und Bedürfnisse in jedem Familienmitglied weckt und prägt, die dieses in den weiteren Lebensabschnitten entweder (wenn es sie positiv erfahren hat) zu wiederholen oder (wenn sie negativ waren) zu kompensieren trachtet. Die Wandlungen und Verfassungen der Gesellschaft haben gewiß eine mächtige Prägekraft; aber einmal gehen sie ein in der Form, wie sie die jeweilige Gesamtfamilie zu verarbeiten verstand, zum anderen wird die Eigengesetzlichkeit der Familienentwicklung nach der Erfahrung um so stärker und gewichtiger, je höher der Veränderungsgrad der Gesamtgesellschaft steigt. Das zeigte sich im bolschewistischen Rußland nicht weniger als zur Zeit des Nationalsozialismus und zumal bei den Flüchtlings- und Auswandererfamilien. Es ist höchst bedeutsam, zu beobachten, wie scheinbar abgerissene und verschüttete Familientraditionen unvermutet in Verhaltens- und Reaktionsweisen, in Wiederholung von Anpassungs- und Durchsetzungsfähigkeiten, oder umgekehrt von Versagen und Unerfülltsein in den verschiedenen familiären Lebensstufen sich durchsetzen.

Alle diese Erfahrungen zeigen, daß die Familie in der industriellen Welt nicht nur nicht verloren ist, sondern daß sie, nach einer gewissen Übergangsperiode der Verwirrung und Neuanpassung, neue Chancen, ja eine erstrangige und unerzsetzliche Sendung hat.

Diese Überlegungen mögen auch andeuten, an welchen Punkten eine zeitgemäße Seelsorge in einer industrialisierten Welt besonders einzusetzen hätte.

J. David

Literatur zur Frage:

- Lacroix Jean: «Hat die Familie versagt?» Offenburg, Dokumente-Verlag, 1952, 154 S.
Herrmann A. Hedwig: «Die außerhäusliche Erwerbstätigkeit verheirateter Frauen». Stuttgart, Ferdinand Enke Verlag, 1957, 157 S.
Müller-Eckhard Hans: «Das unverstandene Kind». Stuttgart, E. Klett Verlag, 1955, 269 S.
Hirzel Rudolf: «Zur heutigen Ebenot». St. Gallen, Vadian-Verlag, 1955, 24 S.

von Bismarck Klaus: «Die Familie in der christlichen Gemeinde». Bielefeld, 1953, 99 S.
 «L'Anneau d'Or, Le mystère de l'amour». Paris, Edition du feu nouveau, 1953, 205 S.
 Fischer Jochen: «Die Lebensalter der Ehe». Hamburg, Furche-Verlag, 1957, 205 S.
 Möbus Gerhard: «Die Macht der Eltern». Berlin, Morus-Verlag, 1954, 145 S.
 Schelsky Helmut: «Die skeptische Generation». Düsseldorf-Köln, 1957, 520 S.
 Bednarik Karl: «Der junge Arbeiter von heute – ein neuer Typ». Stuttgart, 1953.
 Viggo Graf Blücher: «Freizeit in der industriellen Gesellschaft, dargestellt an der jüngeren Generation». Stuttgart, 1956.
 Bundeskriminalamt Wiesbaden: «Bekämpfung der Jugendkriminalität, Arbeitstagung im Bundeskriminalamt Wiesbaden vom 1.–6. 9. 1954 über die Kriminalität der Jugendlichen und Heranwachsenden». Wiesbaden, 1955.
 Emnid-Institut für Meinungsforschung: «Jugend zwischen 15 und 24. Eine Untersuchung zur Situation der deutschen Jugend im Bundesgebiet, im Auftrag der Deutschen Shell Aktiengesellschaft». Bielefeld, 1954.
 Emnid-Institut für Meinungsforschung: «Jugend zwischen 15 und 24. Zweite Untersuchung». Bielefeld, 1955.
 Fröhner-v. Stackelberg-Eser: «Familie und Ehe, Probleme in den deutschen Familien der Gegenwart». Bielefeld, 1956.
 Knirck Erich: «Die junge Gesellschaft». Düsseldorf, 1957.
 Lichtenstein Ernst: «Umriss einer soziologischen Jugendkunde», in Handbuch für Sozialkunde, hrsg. v. Anton Wittmann, Abt. A.II. Berlin, 1955, S. 1–111.
 Middendorf Wolf: «Jugendkriminalologie, Studien und Erfahrungen». Ratingen, 1956.

Muchow Hans-Heinrich: «Jugend im Wandel. Die anthropologische Situation der heutigen Jugend». Schleswig, 1953.
 Prohaska Leopold (Hrsg.): «Kind und Jugendlerner in der Gegenwart. Ein Beitrag zu einer modernen Jugendkunde». Wien, 1956.
 Rauch Karl: «Junge Menschen heute». München, 1956.
 Roebler Wilhelm: «Jugend im Erziehungsfeld, Haltung und Verhalten der deutschen Jugend in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der westdeutschen Jugend der Gegenwart». Düsseldorf, 1957.
 Schelsky Helmut (Hrsg.): «Arbeiterjugend gestern und heute». Sozialwissenschaftliche Untersuchungen von Heinz Kluth, Ulrich Lohmar, Rudolf Tartler, hrsg. und eingeführt von H. Sch. Heidelberg, 1955.
 Schelsky Helmut: «Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart». 3. erw. Aufl., Stuttgart, 1955.
 Wurzbacher Gerhard: «Leitbilder gegenwärtigen deutschen Familienlebens». 2. Aufl., Stuttgart, 1954.
 Wurzbacher Gerhard: «Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung». Stuttgart, 1954.
 UNESCO: «Untersuchungen über die Familie». J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen, 1956, 287 S.

Darin:

William Fielding Ogburn, University of Chicago: «Why the Family is Changing». – Gerhard Baumert: «Methoden und Resultate einer Untersuchung deutscher Nachkriegsfamilien». – P. Chombart de Lauwe, Paris: «La naissance des aspirations à des formes nouvelles de la famille». – Bengt G. Rundblad, University of Uppsala: «Family and Urbanization ...». – Ernest W. Burgess, University of Chicago: «Crucial Problems in Family Research».
 Schelsky Helmut: «Soziologie der Sexualität». Hamburg, 1956.
 Kirkpatrick Clifford: «The family as process and institution». New York, The Ronald Press Company, 1955, 651 S.

Was will der Kreml vom Vatikan?

(Sowjetstaat und Kirche)

Wenn auch der bekannten Ansprache des Außenministers Gromyko an eine moskaufreundliche Delegation aus Italien mehrere sowjetische Versuche der Kontaktnahme mit dem Vatikan vorausgegangen sind, so ist doch der direkt und öffentlich ausgedrückte Wunsch eines führenden russischen Politikers nach Aufnahme von Beziehungen mit dem Vatikan ein erstmaliges historisches Ereignis. Nie in der Vergangenheit ist je von einem russischen Zaren oder russischen Minister öffentlich ein derartiges Begehren ausgesprochen worden. Chruschtschew hat denn auch diesen Wunsch damit begründet, daß in der Frage der Abrüstung und der Atomwaffen sich im Verlaufe der letzten Jahre in mancher Hinsicht ein gleicher Standpunkt der Sowjetregierung und des Vatikans herausgestellt habe. Diese angebliche Gemeinsamkeit der Auffassung über einzelne lebenswichtige Probleme gäbe eine gute Grundlage für Verhandlungen.

Es ist vollständig begrifflich, daß dem Kreml viel daran liegt, in seine in voller Entwicklung befindliche Friedens- und Abrüstungsoffensive auch den Hl. Stuhl als eine Art von Bundesgenossen einzubeziehen. Wenn man sich aber daran erinnert, daß noch vor bloß etwas mehr als 10 Jahren die Religion und jede Glaubensgemeinschaft in Rußland furchtbaren Verfolgungen ausgesetzt war und daß auch nach Abschluß dieser Verfolgungen, als mit den in der Sowjetunion bestehenden Religionsgemeinschaften eine Art von *modus vivendi* gefunden worden war, der Vatikan noch während Jahren das Objekt wütendster Beschimpfungen durch sowjetische Staatsmänner und die sowjetische Presse blieb, wirkt naturgemäß die Intensität der sowjetischen Anbiederungsbemühungen dem katholischen Kirchenoberhaupt gegenüber sehr verwunderlich. Als seinerzeit Stalin gegenüber von ausländischer Seite auf die Wichtigkeit guter Beziehungen zum Vatikan und auf die ungeheure Bedeutung dieser moralischen Macht hingewiesen wurde, antwortete der Diktator nur ironisch: «Wie viele Divisionen hat denn der Vatikan?» Diese Antwort war nur der Ausdruck der allgemein in der Sowjetunion herrschenden Auffassung von der weltpolitischen Bedeutungslosigkeit moralischer Faktoren. Es scheint, daß im heutigen Kreml eine weitgehende Revision dieser Auffassung stattgefunden hat. Im Laufe des letzten Jahrzehntes hat sich der russisch-kommunistische Standpunkt, was die Religion betrifft,

im allgemeinen und in den letzten Jahren auch betreffs des Vatikans im besonderen nicht wenig geändert.

Im Westen wird das Problem kommunistischer Revolution und Religion außerordentlich vereinfacht. In Wirklichkeit jedoch handelt es sich hier um einen sehr komplizierten Sachverhalt. Bis vor kurzem noch handelte es sich dabei vor allem um die Beziehungen der Sowjetregierung zur russisch-orthodoxen Kirche. Jedoch auch alle anderen Religionen wurden von der Gestaltung dieser Beziehungen automatisch in Mitleidenschaft gezogen.

Das Erstarken der Orthodoxen Kirche

Mit dem Eintritt der Sowjetunion in den Krieg 1941, der ja vom Sowjetregime als vaterländischer Krieg aufgezo-gen wurde und nicht als einer für die Weltrevolution, war es für die Sowjetregierung wichtig, durch intensive russisch-nationalistische Propaganda die Widerstandskraft und den Kampfgeist der Bevölkerung zu stärken. Dazu konnte die russisch-orthodoxe Kirche einen wesentlichen Beitrag leisten. Sie übernahm nicht ungern die ihr übertragene Rolle. Die Popen predigten nicht nur den Patriotismus und die Pflicht der Vaterlandsverteidigung, sondern sie führten auch Aktionen wie Geldsamm-lungen in der Kirche durch, dank welchen der Armee Panzerwagen und Flugzeuge geschenkt werden konnten. Stalin mußte darum in seiner Kirchenpolitik einen Schritt weiter gehen.

Seit dem Tod des Patriarchen Tychon war das Patriarchat verwaist geblieben. Im Widerspruch zum Religionsgesetz hatte die Sowjetregierung den Zusammentritt einer allrussischen Kirchensynode verhindert, so daß nur ein Patriarchatsverweser ernannt werden konnte. Jetzt erklärte sich der Kreml bereit, dieses Provisorium beenden zu lassen. 1943 wurde wieder ordnungsgemäß von einer Generalsynode ein Patriarch gewählt. Knapp darauf empfing dann Stalin in seiner Eigenschaft als Regierungschef der Sowjetunion den Neugewählten. Das war mehr als nur eine formale Geste. Es bedeutete eine Konsolidierung der Stellung der russisch-orthodoxen Kirche innerhalb der sowjetischen Öffentlichkeit. Es war das erste Mal, daß

ein sowjetischer Regierungschef einen kirchlichen Würdenträger in offizieller Audienz empfing und ein amtliches Communiqué darüber veröffentlicht wurde. Durch diese Tatsache allein sah sich jeder höchste oder kleinste Polizeibeamte bis in die tiefste Provinz veranlaßt, höflich, zum mindesten vorsichtiger als bisher, sich der Geistlichkeit gegenüber zu benehmen. Bald folgten weitere Ehrungen, die propagandistisch wirken sollten.

Nach dem Krieg verlieh die Sowjetregierung dem Patriarchen den Orden vom Roten Arbeitsbanner. Es ist dies einer der beiden ältesten Sowjetorden, die noch von Lenin gleich nach der Revolution gegründet wurden, und der einzige Orden, den Lenin selbst besaß. Die Verleihung eines Ordens ist in der Sowjetunion keine bloße Äußerlichkeit, auch wenn es manchmal sozusagen geradezu Orden regnet. Es ist auch nicht richtig, daß der erwähnte Orden dem Patriarchen nur aus außerpolitischen Gründen verliehen wurde. Vielmehr erfolgte die Ordensverleihung vor allem, um nicht nur dem Patriarchen und der Geistlichkeit, sondern auch der großen Masse der Gläubigen zu schmeicheln und um sie zu werben.

Damit ist wiederum ein grotesker Wandel der Anschauung feststellbar. Zuerst galten die Geistlichen lange Jahre als Parasiten, als Ausbeuter des Aberglaubens, und waren der primitivsten bürgerlichen Rechte unwürdig. Dann wurden sie wohl wieder gleichberechtigte Bürger, doch gewissermaßen nur am Rande der Sowjetgesellschaft geduldet. Plötzlich gehörten sie jener Gruppe von Sowjetbürgern an, deren Arbeit als besonders verdienstvoll eingeschätzt wird und die darum der Würde des Roten Arbeitsbanners würdig ist. Größerer Opportunismus ist kaum denkbar.

Selbstverständlich zogen allmählich aus dieser Entwicklung auch die nichtorthodoxen Religionsgemeinschaften Vorteile. Notgedrungen mußte ihre Stellung derjenigen der russisch-orthodoxen Kirche angeglichen werden. Doch trotz formaler Gleichberechtigung blieb die russisch-orthodoxe Kirche die privilegierte. Sie war bisher auch die einzige, der von seiten der Sowjetregierung Ehrenbezeugungen zuteil wurden.

Charakteristisch für die wirklichen Beziehungen zwischen Sowjetstaat und russisch-orthodoxer Kirche ist das tragische Schicksal der unierten Kirche in den 1939 annektierten ehemals polnischen Gebieten. Nach dem zweiten Weltkrieg beschloß Stalin aus politischen Gründen die Liquidierung dieser auf Rom ausgerichteten Kirche. Für den Patriarchen in Moskau war das ein kostbares Geschenk. Das alte Königreich Galizien und Lodomerien, nach altrussischem Sprachgebrauch Rotrußland genannt, war damit endlich wieder der Jurisdiktion des Moskauer Patriarchen unterstellt und die verhaßte Union mit Rom vom ostslawischen Boden verschwunden.

1948 feierte der Patriarch und die russisch-orthodoxe Kirche die Fünfhundertjahrfeier ihrer Autokephalie, d.h. ihrer Unabhängigmachung vom orthodoxen Patriarchat von Konstantinopel. Nach Moskau wallfahrteten damals die Oberhäupter nicht nur aller orthodoxen Kirchen in den Satellitenstaaten, sondern vertreten war auch der orthodoxe Patriarch von Alexandrien, und der Patriarch von Jerusalem entbot schriftlich seine Grüße. Erzbischöfe und Bischöfe der orthodoxen Kirche in der Diaspora benutzten die Gelegenheit, ihre Ergebenheit dem Moskauer Patriarchen zu bezeugen. Kirchlich gesehen war es eine machtvolle Demonstration dafür, daß die überwiegende Mehrheit der Orthodoxen ihre Blicke nach Moskau und auf den Patriarchen von Moskau richtete und nicht mehr auf den ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel, der einst die Kirchentrennung zwischen Osten und Westen herbeigeführt hatte.

Im Jahre 1951 fand ein anderer Kongreß in Moskau statt, der leider im Westen viel zu wenig beachtet wurde. Der Anlaß war zwar außenpolitisch aufgezo-gen, hatte aber vor allem eine mehr innenpolitische Bedeutung. Alle Kirchen- und Religionsführer in der Sowjetunion, auch die römisch-katholischen,

wurden vom Patriarchen Alexej ins Dreifaltigkeitskloster des hl. Sergius zu einer großen Kundgebung der bekannten Friedensbewegung eingeladen. Seit Bestand dieses alten Klosters haben seine Mauern ein solches Bild noch nie gesehen! Es kamen nicht nur die Prälaten der russischen Kirche. Da stand auf einem Bild der Patriarch Alexej, flankiert vom armenisch-gregorianischen Katholikos und von dessen Glaubensgenossen, dem Patriarchen der georgisch-orthodoxen Kirche. Hinter den drei Patriarchen standen Erzbischöfe und Bischöfe in grosser Zahl, dann die Präsidenten der evangelischen Sekten. Jedoch nicht nur das! Es waren auch anwesend als Gäste des Patriarchen die vier Oberhäupter der vier mohammedanischen Religionsgemeinschaften in der Sowjetunion, die zwei Ober-rabbiner der beiden größten Synagogen Rußlands und selbst das Oberhaupt der Buddhisten in der Sowjetunion.

Dieses Bild zeigt vieles auf einmal. Der Patriarch in Moskau fühlt sich nicht nur als Führer aller Christen in der Sowjetunion, sondern darüber hinaus als der Führer aller Gottgläubigen überhaupt. Vor einem halben Jahrhundert wäre es undenkbar gewesen, daß etwa der Erzbischof der Altgläubigen der Einladung eines russisch-orthodoxen Prälaten gefolgt wäre. Noch undenkbarer wäre es gewesen, daß ein russischer Geistlicher einen mohammedanischen Mullah oder einen jüdischen Rabbiner zu sich geladen hätte, und noch undenkbarer, daß diese eine solche Einladung angenommen hätten. Buddhisten waren für die russische Kirche damals einfach nur Heiden. Jetzt waren sie alle da, in einem orthodoxen Kloster, wo für Mohammedaner und Juden rituell gekocht wurde. Es war eine Demonstration offiziell im Interesse des Kremls und zu Gunsten von dessen Außenpolitik. Es war jedoch eine machtvolle Demonstration, ein deutlicher Wink des orthodoxen Patriarchen an die Adresse des Kremls: Ich habe geistliche Autorität weit über den Kreis meiner Gläubigen hinaus, meinem Ruf folgen nicht nur die Christen aller Bekenntnisse und Richtungen, sondern alle Gottgläubigen schlechthin. Der Patriarch zeigte damit deutlich, daß, wenn es wieder zu einem offenen Kampf zwischen Glauben und Unglauben kommen sollte, er, der Patriarch, durchaus gerüstet ist, die Front des Glaubens zu organisieren.

Das Bild zeigt aber auch, daß wir es nicht mehr mit der alten, gewissermaßen beschränkten, von zahlreichen Vorurteilen und Fanatismen gehehmten russisch-orthodoxen Kirche zu tun haben. Auch die russisch-orthodoxe Kirche ist, obwohl sie äußerlich noch in ganz traditionellen Formen lebt, in den vierzig Jahren Sowjetherrschaft eine andere geworden.

An der erwähnten Friedensbewegung nimmt die russisch-orthodoxe Kirche nicht unter Druck teil. Ein russischer Prälat würde auf einen entsprechenden Einwand antworten: «Der Kampf für den Frieden sei ja die eigentliche Aufgabe der Kirche.» Wenn man darauf erwidern würde, daß hier nicht für den Frieden schlechthin gekämpft wird, sondern für den «russischen» Frieden, für die russische Vorherrschaft in der Welt, dann würde er vielleicht die Frage gar nicht verstehen. Für die russisch-orthodoxe Kirche kann es überhaupt nur einen russischen Weltfrieden geben!

Es ist ein Irrtum des Westens, wenn immer davon geschrieben wird, die russische Kirche habe sich bedingungslos dem Sowjetregime unterworfen und unter Preisgabe ihrer Glaubenssätze sich dem Terror gefügt. So gibt es in den Publikationen des Patriarchates auch nicht die Spur einer Übernahme von marxistischem Gedankengut. In den zahlreichen historischen Artikeln ist nichts von einer materialistischen Geschichtsauffassung zu finden. Nie wird in diesem Schrifttum, in der Predigt oder sonst im kirchlichen Leben die kommunistische Partei erwähnt. Für die russisch-orthodoxe Kirche existiert offiziell keine kommunistische Partei. Für sie existiert nur der Sowjetstaat, als von Gott gegebene Obrigkeit. Merkwürdigerweise geht auch der Sowjetstaat, wie wir noch weiter sehen werden, auf dieses Spiel ein. *Die Religion ist damit die einzige Domäne in der Sowjetunion, in welcher Partei und Staat streng voneinander getrennt werden.*

Um uns ein klares Bild über die Stärke und Schwäche der russisch-orthodoxen Kirche und über ihren Einfluß auf etwaige Verhandlungen mit dem Vatikan klar vor Augen zu führen, müssen wir uns noch kurz mit dem Atheismus in der Sowjetunion beschäftigen.

Atheismus ist in der Sowjetunion so etwas wie eine negative Staatsreligion. Wie in vielen Ländern auf amtlichen Frage- oder Anmeldebögen Millionen von Menschen die Zugehörigkeit zu irgendwelcher Religionsgemeinschaft bekennen, obwohl sie vielleicht seit Jahrzehnten kaum aktive Beziehungen zur betreffenden Religion oder Konfession haben, so ist es auch in der Sowjetunion üblich, sich amtlich als ungläubig anzugeben. Niemand weiß, wie das Verhältnis dieser Millionen zum Glauben wirklich ist. Auch Chruschtschew bezeichnet sich z. B. als Atheist. Ob er jedoch in Wirklichkeit doch an einen Gott glaubt, das weiß Nikita Chruschtschew allein. Man kann nur beobachten, daß selbst führende Kommunisten mit gewissen Fäden immer noch mit ihrer einstigen Religion verbunden waren oder es noch sind.

Der langjährige Bundespräsident der Sowjetunion, Michael Kalinin, stammte aus einem Dorf. Jeden Sommer verbrachte er bei seinen Verwandten auf dem Land. Es war bekannt, daß seine Verwandtschaft sehr fromm war. Die betreffenden Bauernhäuser waren voll von Ikonen und ewigen Ampeln. Als ihn einmal ein ausländischer Diplomat fragte, wieso er solches dulden könne, antwortete Kalinin, daß er seine Verwandten gut verstehe und ihn selbst die Ikonen nicht störten. Auch mit einzelnen Geistlichen stand Kalinin auf freundschaftlichem Fuß. Besonders merkwürdig war das Verhalten Stalins der Religion gegenüber. Seine Mutter war sehr fromm. Sie lebte in Tiflis in einer der Dienerrwohnungen im Palais der Statthalterei. Eine Gruppe ausländischer Journalisten suchte sie einmal daselbst auf, und unter anderem fiel die Frage: «Sind Sie mit Ihrem Sohn und dem, was er erreicht hat, zufrieden?» Die alte Georgierin erklärte, sie sei mit ihrem Sohn durchaus zufrieden, jedoch sie bedauere es immer noch, daß er nicht Geistlicher geworden sei. Sie hätte sich so gefreut, ihn die Messe in der Zionskathedrale von Tiflis zelebrieren zu sehen. Als die alte Frau starb, ließ sie Stalin kirchlich unter Beteiligung der Geistlichkeit begraben. Auch beim Tod seiner zweiten Frau geschah etwas Unerwartetes. Sie war ein altes Parteimitglied gewesen. Nach den Parteivorschriften hätte sie kremiert werden müssen. Doch sie wurde, wenn auch ohne geistliche Assistenz, in geweihtem Boden auf dem Friedhof des Neuen Jungfrauenklosters begraben.

Nicht der Atheismus ist es, der praktisch in der Sowjetunion eine Rolle spielt, sondern es ist das Verhältnis zur Kirche. Wir können heute die Bevölkerung der Sowjetunion in drei Gattungen teilen: in die Gläubigen, in die rabiaten Antiklerikalen und in eine große Masse der religiös völlig Indifferenten. Im Grunde genommen ist es nicht viel anders als auch sonst in der Welt. Verschieden ist allein der prozentuale Anteil der einzelnen Gruppen. Wie überall ist der Antiklerikalismus in der Sowjetunion beinahe so alt wie die Kirche selbst. Nur kann der russische Antiklerikalismus ganz besonders merkwürdige Formen annehmen. So gab es einst Menschen, die wohl alle Vorschriften der Kirche erfüllten und nach altrussischer Sitte dem Geistlichen in der Kirche die Hand küßten, die aber außerhalb der Kirche geradezu einen wilden Haß gegen jede Art von Kirchenvertreter zur Schau trugen.

Anders verhält es sich mit der Masse der heute religiös Indifferenten in der Sowjetunion. Dabei ist zu bedenken, daß nun bereits vier Jahrzehnte die Schulen in der Sowjetunion total religiös geführt worden sind, zeitweise sogar antireligiös. Der junge Sowjetbürger, wenn er nicht anderswie, zum Beispiel im Elternhaus, gläubig erzogen worden ist, wächst darum vollkommen areligiös auf. Eine starke Mehrheit der heutigen Sowjetbürger sind als solche religiöse Indifferenten zu betrachten. Sie unterscheiden sich jedoch wesentlich von ihren Gesinnungsgenossen z. B. im Westen dadurch, daß sie – meistens ohne ihr Verschulden – nie in einem lebendigen Verhältnis zu Kirche und Religion standen. Ihr religiöses Abseitsstehen ist darum weder schuldbehaftet noch sonst irgendwie mit Resentiments beladen. Es kann darum durchaus möglich sein,

daß, wenn einmal an diese Masse mit religiöser Aufklärung herangegangen werden kann, große und tiefgehende Bewegungen entstehen. Wenn die staatliche Diffamierung der Religion weiter gelockert wird oder ganz aufhört, dann könnte plötzlich so etwas wie eine Mode auf kirchliche Gebräuche, auf feierliche Taufen, auf Hochzeiten in der Kirche, auf religiöse Begräbnisse usw. entstehen.

Wie solches eintreten kann, zeigt das Folgende: 1935 war noch jede Erinnerung an eine zaristische Uniform verpönt. 1946 führte die Sowjetregierung aus lokalen Gründen zunächst die alte traditionelle Kosakenuniform wieder ein. Daraus entstand allgemein nicht nur eine stürmische Mode für die alten zaristischen Uniformen, die zuerst das Militär, dann die Beamten, schließlich die Studenten und Schüler ergriff, sondern es führte auch zur Wiederbelebung alter Lebensführung überhaupt. Das alles im Rahmen des Kommunismus und des Sowjetpatriotismus!

Natürlich würde bei einem solchen Wandel die russisch-orthodoxe Kirche vor allen andern Religionsgenossenschaften weit im Vorsprung sein. Es müßte sich dann zeigen, ob sie den ihr sich stellenden Aufgaben gewachsen ist. Unausgesprochen, von niemandem auch nur erwähnt, geht es bei der Kirchenpolitik des Patriarchates heute schon um die künftige Gewinnung der heute noch indifferenten Massen.

Man muß sich die Frage vorlegen, warum eigentlich das Sowjetregime, das doch in den letzten zwei Jahrzehnten nicht nur mit der russisch-orthodoxen Kirche, sondern auch mit den andern Konfessionen ganz gute Erfahrungen gemacht hat, weiter für den Staat als solchen und die regierende bolschewistische Partei auf dem Grundsatz des Atheismus besteht. Vorwiegend aus zwei Gründen: Es ist einmal überaus schwierig, Jahrzehnte hindurch mit einer einzigen Partei diktatorisch das weite Reich zu regieren, dynamisch einem entfernten Ziel zustrebend. Denn immer wieder entstehen Fraktionskämpfe, immer wieder droht die Gefahr, daß sich gerade aus der führenden Partei mehrere Parteien bilden. Daher muß diese Partei so tun, als ob all ihre Grundsätze und all ihre Ziele, wie sie sie bereits vor der Revolution verkündet hat, unverrückbar weiterbestehen. Der «Revisionismus» gilt darum als größerer Feind als der ausländische Kapitalismus. Die theoretische Verleugnung des Atheismus nun wäre ein solch revisionistischer Einbruch, der unfehlbar zur Parteispaltung führen würde. Die Partei verändert sich nicht, auch wenn im Verlauf der Zeit ihr Verhältnis zur Kirche ein anderes geworden ist. Nach sowjetischer Darstellung hat sich eben die Kirche verändert.

Wir dürfen auch nicht vergessen, daß nach Paragraph 124 der sowjetischen Verfassung die monopolistische Partei der Bolschewiki den führenden Kern nicht nur des Staates und seiner Behörden, sondern jedweder Vereinigung der Werktätigen bildet. Selbst der kleinste Radfahrer- oder Fußballklub wird in der Sowjetunion kommunistisch geleitet. Die einzigen Vereinigungen von Werktätigen, die keine kommunistische Führerfraktion besitzen, sind die religiösen Organisationen. Sie sind, vor allem die russisch-orthodoxe Kirche, darum potenzielle Parteien. Die atheistische Demarkationslinie ist damit ein Mittel, um das Einparteiensystem aufrechtzuerhalten. Von Zeit zu Zeit muß daher der Ruf der Partei nach atheistischer Propaganda erhoben werden. Die Freiheit antireligiöser Propaganda, wie es heißt, muß immer wieder erneuert werden, damit sie nicht in Vergessenheit gerät. In Wirklichkeit wird, wie übrigens auf allen anderen Gebieten der sowjetischen Innenpolitik, eine Art von Gleichgewichtspolitik getrieben. Wir haben schon erwähnt, daß die sowjetische Religionspolitik das einzige Gebiet ist, wo Staat und Partei getrennt handeln. Nur Parteiorgane bringen Artikel gegen die Religion. Staatsorgane bringen mehr oder weniger korrekte Meldungen über die wichtigsten Ereignisse des religiösen Lebens. So beschließt die Partei auch einen antireligiösen Propagandafeldzug, doch dieselbe Partei als Staatsorgan wacht energisch darüber, daß die bestehenden Gesetze nicht verletzt werden, daß also diese Kampagne «wissenschaftlich» betrieben wird und daß dabei die Gefühle der Gläubigen und der Geistlichkeit nicht verletzt

werden. Überbietet irgendwo die antireligiöse Propaganda und äußert sie sich dazu in administrativem Druck auf die Gläubigen, dann schreitet die Zentralregierung gegen die Atheisten ein.

Es ist so, als ob heute in der Sowjetunion eine unsichtbare Demarkationslinie gezogen wäre. Der Glaube und Unglaube sollen beide bestehen bleiben und sollen sich beide nicht gegenseitig stören. Es ist streng verboten, Gottesdienste oder Kultusversammlungen zu stören. In Kolchosen, in denen es keine Kirchen gibt, und für religiöse Minderheiten ist es gestattet, sich zu Andachten zu versammeln. Das gilt in letzter Zeit selbst für die Zwangsarbeitslager. Doch immer wird dabei vorgeschrieben, die anderen, die Ungläubigen, dürfen dadurch nicht gestört werden. Diese Demarkationslinie besteht heute aus einem breiten religiösen Niemandsland, eben aus der großen

Masse der Indifferenten, welche die fanatischen Religionsgegner von den Gläubigen trennt.

Es gibt auch ein räumliches Niemandsland. Beispiel hierfür sind die alten Kathedralen im Kreml. Sie stehen da wie zur Zeit der Zaren. Nichts ist in ihnen verändert worden, obwohl sie jederzeit besichtigt werden können, wurden sie doch nicht in Museen verwandelt. Sie stehen stumm und unbenutzt da. Es ist kein Geheimnis, daß das Patriarchat einstweilen nicht in das menschliche Niemandsland vorstoßen will, sondern zuerst einmal in das räumliche. Wenn einmal die ewigen Lampen vor den Ikonen der Kreml-Kathedralen erneut aufflammen werden, dann beginnt für die russische Kirche wieder die große Zeit. Sie spricht heute nicht davon, doch auch diese Frage spielt bei der geduldigen byzantinisch-griechischen Mentalität eine gewisse Rolle, daß das Patriarchat im gegenwärtigen Augenblick eine Annäherung Kreml-Vatikan zu tolerieren bereit ist.

Nikolaus Basseches

Kritische Betrachtungen über die katholischen Schulen in USA

Die Stellung der Katholiken in der amerikanischen Gesellschaft scheint in eine neue Phase zu treten. Eines der wichtigsten Probleme ist dabei ihre Stellung im geistigen Leben der Nation. Die Amerikaner selbst beginnen, sich dieses Problems immer deutlicher bewußt zu werden. Anstatt die verschiedenen Positionen in dieser Frage aufzuführen, wollen wir unseren Lesern einen Aufsatz mit dem Titel «Catholics and Learning», der in «The Commonweal» Oktober 1957 erschienen ist, in seinen wesentlichen Zügen wiedergeben, wobei wir gelegentliche Ergänzungen aus anderen Quellen einfügen. Der Artikel scheint uns ein geistiges Niveau und eine sachliche Distanz zu den einschlägigen Fragen mit einer intimen Kenntnis der Verhältnisse auf das glücklichste zu verbinden. Die Verantwortung für manche scharfe Kritik müssen wir freilich dem angesehenen amerikanischen Pädagogen Professor Martin J. Svaglic von der Loyola University in Chicago überlassen. Seine am Ende ausgesprochenen Ausstellungen an der Ausbildung der Geistlichen gelten bestimmt nicht für alle Seminaristen der ganzen Welt – aber fast alle dürften aus ihnen Gewinn ziehen. (d.R.)

Der Beitrag der Katholiken in USA an das intellektuelle Leben ihrer Nation ist im Vergleich zu ihrer Zahlenstärke gering. Von einer eigentlichen katholischen Elite kann überhaupt nicht gesprochen werden. Wird sich dieses Bild in der nahen Zukunft ändern?

Viele verneinen diese Frage. Sie sagen, Gelehrte könne man nicht wie auf einem Fließband herstellen und eine lebendige Tradition lasse sich nicht von heute auf morgen aus dem Boden stampfen. Man darf nicht vergessen, daß die katholische Kirche in Nordamerika sehr jung ist und die Katholiken zum größten Teil aus armen, stiefmütterlich behandelten Gegenden Europas stammen. Darum ist es nicht erstaunlich, daß diese Neuankömmlinge zunächst geistig nicht auf der gleichen Stufe standen wie die vor Jahrhunderten eingewanderten «Neu-Engländer», die das intellektuelle Leben der USA bis heute vorwiegend beherrschen. Trotzdem könnte man logischerweise erwarten, daß, nachdem ein oder zwei Generationen damit beschäftigt waren, Geld zu erwerben und in dem neuen Land Wurzel zu schlagen, die heutige Jugend anfangen würde, für das intellektuelle Leben Zeit und Interesse zu finden. Aber auch das ist nicht der Fall.

Der Grund dafür liegt teilweise in einer alle jungen Amerikaner, ganz gleich welcher Konfession sie angehören, beherrschenden Göringschätzung der Gelehrten und wissenschaftlichen Forscher. Diese nennt man ein wenig verächtlich «Eierköpfe» (egghead). Bezeichnend für die allgemeine Erziehungslage sind folgende Zahlen: Im Jahre 1955/56 wurden in USA ausgegeben: für die Anschaffung von Autos 14,4 Millionen Dollars, für Tabak und Alkohol 14,5 Millionen Dollars, für Ferien 13 Millionen ... und für Erziehung 12 Millionen Dollars. Aber kehren wir zu dem katholischen Aspekt der Schul- und Bildungsfrage zurück.

Amerikas katholische Kreise sind stolz auf die erstaunliche Entwicklung ihres eigenen Schulsystems. Viele behaupten sogar, daß es an Größe wie an Zukunftsverheißung einmalig in der Welt dastehe. Diese gewiß verständliche und weitgehend berechnete Selbstsicherheit birgt aber auch Gefahren: sie weckt einen trügerischen Schein und lullt die Verantwortlichen in einen Zustand der Trägheit. So verlieren sie den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen und versäumen die Lösung praktischer Fragen, die ihnen heute aufgegeben wären. Ein Vergleich mit andern untergeordneten Gruppen mag dies verdeutlichen: Da gibt es zum Beispiel die Juden. Sie hatten ähnliche oder sogar noch größere Anfangsschwierigkeiten zu überwinden. Heute aber bringen sie an den Universitäten außerordentliche Leistungen hervor und sind auf intellektuellem Gebiet geradezu führend. Unter den Katholiken aber gibt es, so meint Pater Gustav Weigel, zu viele Leute, die weder wissen, was Gelehrsamkeit ist, noch sich überhaupt für dieses Gebiet interessieren. Verantwortlich dafür macht Weigel den durchschnittlichen katholischen Erzieher in Amerika, der ein «mittelmäßiger Geist» sei. Diese Erzieher sind größtenteils Geistliche. Diese aber vertreten häufig die Ansicht, alles was mit dem Verstand zusammenhänge sei weniger wichtig als was das moralische Leben betrifft – und so tritt die Pflege des geistigen Lebens zurück. Diese Haltung überträgt sich leicht auf die Studenten. Hinzu kommt, daß in katholisch Nordamerika überhaupt der Geist eines Papstes wie Leo XIII. sich wenig bemerkbar macht; das katholische Leben erhält seine Prägung von einer Ausrichtung, die sich eher auf Pius IX. zurückführen ließe und die sich obendrein mit den weniger schönen Zügen des amerikanischen Materialismus verbindet.

Rundfragen haben ergeben, daß gute Gelehrte gewöhnlich von guten Hochschulen kommen. Wenn es nun in katholisch Nordamerika nur wenig gute Gelehrte gibt, so liegt die Vermutung nahe, an den Hochschulen sei dafür der Grund zu suchen. Die Meinung kam kürzlich in nichtkatholischen akademischen Kreisen zum Ausdruck. Dreiunddreißig prominente Pädagogen (von nichtkatholischen Schulen) wurden befragt, welche Universitäten sie in den USA für die besten hielten. Um ein vorurteilsloses Bild zu erhalten, durften die Befragten ihre eigene Schule nicht nennen. Unter den 40 Colleges und Universitäten, die genannt wurden, befand sich nicht eine einzige katholische Hochschule. Dieses Ergebnis suchte man katholischerseits nicht dadurch abzuschwächen, daß man den Beurteilern Parteilichkeit oder eine katolikenfeindliche Haltung vorwarf. Man nahm es vielmehr zum Anlaß einer ernsthaften Selbstbesinnung. Sie ergab, daß einer der Hauptgründe die riesige Zahl der katholischen Colleges und Schulen sein dürfte: Wie klein auch eine Diözese sein mag, sie setzt ihren ganzen Stolz darin, ein eigenes College zu besitzen. Das scheint eine lobenswerte Anstrengung zu sein. Praktisch fördert man aber damit die

Mittelmäßigkeit, denn es fehlen die Geldmittel und fachlich gut ausgebildete Lehrkräfte, die es gestatten würden, eine wirklich gute Schule zu errichten. Überdies bemüht sich jeder religiöse Orden, der sich mit Erziehung befaßt, in den reicheren und dichter bevölkerten Diözesen ein eigenes College zu besitzen, das er obendrein administrativ wie kulturell hermetisch vom College des Nachbarordens abschließt. So kommt man zum Beispiel kaum nach, die katholischen Colleges im Chicago-Milwaukee-Gebiet zu zählen und doch hört man bereits vom Bau einer neuen Schule! In Chicago gibt es zwei katholische Universitäten. Sie pflegen wenig geistigen Austausch miteinander, was sich in zeitraubender, doppelspuriger Arbeit auswirkt. Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren.

*

Um diesem Übel abzuweichen, hat man vorgeschlagen, die kleineren und größeren Colleges eines umgrenzten Gebietes einer einzigen regionalen katholischen Universität unterzuordnen. Diese hätte die Aufgabe, das Bildungsniveau zu bestimmen und zwischen den einzelnen Colleges eine Verbindung herzustellen. Die Abschlußprüfungen würden nur noch von dieser Universität durchgeführt und die Titel von ihr allein verliehen werden (nicht mehr wie bisher von jedem einzelnen College). Den Studenten würde dieses System gestatten, an irgendeinem der kleineren Colleges, das der zentralen Universität angegliedert ist, Vorlesungen zu besuchen (um zum Beispiel einen berühmten Dozenten zu hören); die Prüfungen wären aber an der zentralen Universität zu absolvieren. So könnte man eine Übersicht über die Güte und die Vorzüge der einzelnen Colleges gewinnen.¹ Es würde auch den Studenten gestattet sein, alle Bibliotheken der angegliederten Colleges zu benutzen. Das würde die Doppelspurigkeit verringern und eine finanzielle Entlastung der einzelnen Colleges bedeuten. Aus gemeinsamen Mitteln sollten endlich (nach diesem Plan) in bestimmten Zeitabschnitten von international bekannten Fachleuten besondere Kurse abgehalten werden, die sich die einzelnen Colleges allein nie leisten könnten.

Dieser Plan scheint gut. Viele lehnen ihn aber ab, weil sie sich vor dem Papierkrieg fürchten, den er mit sich bringen würde. Andere sind der Ansicht, es sei leichter, eine Weltunion herbeizuführen, als die einzelnen religiösen Orden zu bewegen, auf ihre autonom geführten Schulen zu verzichten.

Leichter durchführbar scheint die Umwandlung von etwa vier bis fünf Colleges in sogenannte Spitzencolleges. Nur die besten Absolventen der Mittelschulen hätten zu ihnen Zutritt. Die Ordensleute, denen diese Spitzencolleges gehören, müßten dort ihre besten Lehrer unter Beiziehung von hochqualifizierten Laienkräften einsetzen. Freilich müßten dementsprechend auch die Gehälter und Arbeitsbedingungen der Laienlehrer gehoben werden. So könnte eine gewisse Elite herangezogen werden. Der Nachteil wäre, daß Schulgelder und Stipendien in diesen Colleges besonders hoch sein müßten, was dem demokratischen Sinn der Amerikaner widerspricht. Führende katholische Pädagogen sind aber der Ansicht, daß der falsch interpretierte Sinn von akademischer Freiheit bereits genügend Schaden im amerikanischen Erziehungswesen angerichtet habe mit dem unerfreulichen Ergebnis, daß das Bildungsniveau sinkt und die besten Schüler sich nicht mehr im Wettstreit messen können.

*

Dies sind Pläne auf weitere Sicht. Daneben aber kann auch sofort schon etwas unternommen werden, um zumindest die Lehrerausbildung zu verbessern. Ferner könnte jedes College Spezialkurse anbieten. Die Loyola University in Chicago geht

hier mit gutem Beispiel voran. Während der ersten beiden Jahre sondert man die besten Studenten in Gruppen aus und ermutigt sie, ein zweijähriges Programm für ihr zukünftiges Spezialgebiet in Angriff zu nehmen. So lesen zum Beispiel auf dem Gebiet der Anglistik vier oder fünf der besten Studenten unter Anleitung eines Dozenten systematisch Gedichte, Dramen, Kritiken und Romane. Wöchentlich einmal besprechen sie das Erarbeitete und reichen schriftliche Arbeiten ein. Ähnlich wird auf dem Gebiet der Philosophie und der Naturwissenschaft vorgegangen. Die Durchführung dieser Spezialisierung kostet dem Dozenten viel Kraft und Zeit. Die Methode hat sich aber bewährt und bei den Abschlußprüfungen des vierjährigen College zeichnen sich diese Vor-Studenten selbst gegenüber den höheren Studenten an den eigentlichen Universitäten aus. Ihre Bewertung bei der späteren Aufnahme in die verschiedenen Universitäten ist erstaunlich hoch. Eine größere Anzahl von ihnen entschließt sich für den Lehrberuf und das gibt einige Hoffnung für die Zukunft.

Einen weiteren Faktor bildet das Bekanntmachen von Studenten mit führenden Gelehrten und Künstlern des Landes. Um ihre angestammten Vorurteile abzulegen, müssen die Schüler diese Persönlichkeiten selber sehen und hören. Gewiß gibt es kaum ein College, das es sich leisten könnte, einen erstklassigen Gelehrten dauernd anzustellen, aber es bleibt der Weg offen, Gastvorlesungen, gelegentliche Diskussionsabende, Konzerte zu veranstalten. Bis anhin beschränkte man solche Einladungen lediglich auf Katholiken, und dies selten genug. Nunmehr häufen sich die Stimmen, die eine Erweiterung des Kreises und eine größere Anzahl solcher Veranstaltungen verlangen. Tatsächlich sind katholische Denker wie Etienne Gilson oder Maritain in akonfessionellen amerikanischen Universitäten persönlich besser bekannt als in den katholischen, und viele berühmte amerikanische Forscher und Gelehrte haben noch nie eine Einladung von einer katholischen Universität erhalten. Man fragt sich nun, ob diese Situation gesund und natürlich ist.

Ein weiterer Punkt ist der gesunde Wettbewerb. An sich sollte er katholischen Schulen nicht unbekannt sein – man denke nur an die Kunst der Rhetorik in den alten Jesuitenschulen. Tatsächlich aber fehlt so ziemlich jeder Wettbewerb mit Studenten weltlicher Schulen zum Beispiel um die Preise akademischer Auszeichnungen oder um großzügige Stipendien. Wenn die Schüler nicht genügend qualifiziert sein sollten, dann wäre es doch an der Zeit, den Gründen dieses Ungenügens nachzugehen. Zweifellos herrscht gegen katholische Schulen in den Vereinigten Staaten ein bestimmtes Vorurteil. Es wäre naiv, dies abzustreiten – aber man darf sich doch fragen, ob ein Teil dieser Ablehnung nicht sachlich berechtigt ist.

Endlich die Frage der Lehrer! Ungeachtet aller äußeren technischen Bequemlichkeiten, die den Studenten geboten werden – was allein wirklich zählt, sind die Professoren. Sie sollten offene, wache, suchende Menschen sein, die auf ihrem Gebiet sich weiterzubilden immer bemüht sind. Ohne diese Eigenschaften der Lehrer werden die Schüler im besten Fall brave katholische Kleinbürger, die beruflich ganz tüchtig sein mögen – im schlimmsten Fall aber Zyniker, Rebellen und Skeptiker. *Corruptio optimi pessima*: die Besten werden mißraten! Die Verwaltung kann hier das ihrige zu einer positiven Lösung beitragen. Die Gehälter müssen zum wenigsten nicht niedriger sein als an weltlichen Schulen. Praktisch freilich zahlen viele katholische Colleges äußerst bescheidene Gehälter mit der Begründung, daß ihnen die Mittel fehlen. Damit geben sie zu, keine gute Schule zu sein. Denn es verhält sich hier wie im Geschäftsleben: man zahlt soviel als die Ware wert ist. Nur gute Lehrer können den Ruf einer Schule heben, begabte Schüler anziehen, von Geschäftsfirmen und Stiftungen Unterstützung erhalten – und mit diesen Geldern könnte man wieder anständige Gehälter bezahlen. Die Fakultät muß aber den Stipendiaten auch einen gewissen Anreiz bieten, zum Beispiel angenehme Arbeitsbedingungen, gute Einteilung der Stundenpläne, freie

¹ Colleges bilden in Amerika eine Art Vorstudium der Universität und entsprechen bei uns etwa den beiden letzten Jahren des Gymnasiums und den beiden ersten Jahren an der Universität.

Zeit für eigene Forschungsarbeiten und so fort. All das findet man aber sehr selten an amerikanischen katholischen Schulen. Meist sind die Arbeitsbedingungen sehr primitiv, die Stundenpläne überbelastet, für Forschungen bleibt keine freie Zeit und die Gehälter bleiben unter dem Durchschnitt ohne Berücksichtigung der Leistung. Oft erweist sich die Verwaltung auch als allzu nachsichtig und schleppt unfähige Lehrer als totes Holz mit. Wenn beispielsweise ein noch junger Lehrer sieben Jahre das gleiche Fach unterrichtet, es aber nie für nötig hielt, etwas aus seinem Gebiet zu publizieren, weder für einen engeren Kreis noch für die große Öffentlichkeit, so sollte er genötigt werden, seinen Beruf oder doch seine Stelle zu wechseln.

Was bisher genannt wurde, meint Professor M. Svaglic, sind verhältnismäßig leicht abzustellende Äußerlichkeiten. Wichtiger, aber auch schwieriger, ist eine Reform der inneren Haltung. Es geht hier um die Triebfeder des Gelehrten. Gegner des Katholizismus behaupten, dem Katholiken hafte wesentlich eine Eigenschaft an, die der Gelehrsamkeit gegenüber von vornherein feind sei. Sie bezeichnen sie als Dogmatismus, Ketzersucht oder Inquisition. Bernard Shaw sagte: «Eine katholische Universität ist ein Widerspruch in sich selbst.» Die Kirchengeschichte widerlegt ja nun zur Genüge diese Behauptung durch die nie abreißende Kette großer katholischer Gelehrter. Aber Professor Martin Svaglic meint trotzdem, eine solche Meinung hätte sich nicht so sehr ausbreiten können, wenn nicht ein kleines Körnchen Wahrheit darin enthalten wäre. Gelehrte ziehen Gelehrte nach sich, und schließlich hängt viel davon ab, wie eine bestimmte Materie den Studenten vorgelegt wird. Wenn ihnen die Probleme als Teil einer umfassenden, gut begründeten Anschauung dargestellt werden, deren Ergebnisse aber die Möglichkeit offen lassen, Modifikationen oder Verbesserungen anzubringen (wir sehen jetzt von den relativ wenigen Glaubens- und Moralfragen ab, die über das Stadium der Erörterung hinaus und lehramtlich festgelegt sind), so werden die begabten Studenten die Probleme mit ihren Professoren leidenschaftlich diskutieren. Das wird sie auf einen Gelehrtenberuf vorbereiten. Wenn ihnen aber der Lehrstoff einfach wie Kindern vorgelegt wird mit jener distanzierenden Endgültigkeit, die wie eine kalte Dusche wirkt: «das allein ist richtig, alles andere falsch», so erzeugt dieses Vorgehen Gleichgültigkeit und bei sensibleren Naturen Skepsis. Nach der persönlichen Erfahrung Martin Svaglics sind katholische Pädagogen in den philosophischen Fächern, wenn sie sich nicht geradezu uninteressiert zeigen, oft eher Rhetoriker als Forscher. Ihr Hauptanliegen besteht darin, zu beweisen, daß im modernen Gedankengut alles Neue entweder unwahr oder

nicht wichtig oder eigentlich gar nicht neu sei, weil es von katholischen Philosophen wenigstens schon mitgesehen worden sei. Svaglic weiß natürlich, daß die so sagen oft wirklich Recht haben, aber wenn sie einmal an eine Frage geraten, die nicht in dieses ihr Schema passen will, dann lassen sie diese einfach beiseite und erfüllen ihre Studenten nicht mit jenem heiligen Lerneifer, den es für solche Wege braucht.

*

Gleichgültigkeit oder – wie Pater Weigel vielleicht besser sagt – eine nur auf Selbstverteidigung abzielende Haltung statt echten Gelehrteneifers scheint im amerikanischen Hirn das Haupthindernis zu sein. Ein Heilmittel anzugeben ist immer schwieriger als eine Diagnose zu stellen. Sicher sind viele katholische Schulen, trotz allem, immer noch besser als gewisse Staatsschulen. Aber wenn die katholischen Schulen geistig so aktiv und rege werden wollen wie manche hervorragende weltliche Universitäten (z. B. Harvard oder Yale oder Princeton) es tatsächlich sind, dann muß ein kritischer Geist (der mit einer negativ zersetzenden Kritik nicht zu verwechseln ist) bei ihnen einziehen. «Eine Universität ist kein Priesterseminar, so wenig wie ein guter Priester ein gelehrter Mann sein muß – aber wenn ein College-Professor selber nur eine Seminausbildung hinter sich hat, so verliert er leicht den Blick für die intellektuelle Welt, und zu dem dialektischen, sich ewig fragenden Geist eines Gelehrten findet er nur schwer den Zugang.»

Damit sind wir beim letzten Punkt der Kritik Svaglics: die Ausbildung der katholischen Professoren. Er hält sie als eine der wichtigsten Ursachen für das Versagen der katholischen Intelligenzler. «Sie erklärt weithin auch das Schweigen, ja sogar Einverständnis vieler katholischer Colleges mit schlechtesten, kitschiger Kunst und Architektur, peinliche Auszeichnungen für schlechte Filme und Bücher und ähnliche Auswüchse der katholischen Aktivität in den USA, die uns eine größtenteils unkritische katholische Presse in bewundernden Berichten vorführt.» So sind denn die Katholiken Amerikas in Gefahr, in eine gewisse Selbstisolierung zu geraten. Zu lange haben sich zumal ihre Schulen von den führenden nichtkatholischen Schulen isoliert. Zu oft wird von Katholiken ausschließlich zum katholischen Publikum geredet und nur für die katholische Presse geschrieben. Diese Isolierung muß heute überwunden werden. Martin Svaglic meint, die amerikanischen Katholiken hätten «guten Grund, für die Zukunft optimistisch zu sein, aber wir haben noch einen langen Weg zu gehen und Demut wird uns weiterführen als Selbstzufriedenheit, die an Arroganz grenzt.»

wenn dieser an den Problemen der iberischen Halbinsel interessiert ist, entbehrt er fortlaufende und zuverlässige Informationen und ist fast einzig auf die von offizieller Seite approbierten mageren Nachrichten angewiesen. Dazu kommt, daß in letzter Zeit mehr oder weniger planmäßig von Spaniern verfaßte Artikel in ausländischen Zeitschriften erscheinen, die alle auf den Grundton eines leidenschaftlichen Pessimismus abgestimmt sind. Ihr Gegensatz zur spießbürgerlichen Ruhe der spärlichen offiziellen Informationen gleicht einem Aquarell Goyas oder einer der bekannten Verzerrungen Picassos. Das alles ruft einer Analyse und Diagnose. Dies soll in den folgenden Zeilen versucht werden.

Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir feststellen, daß die Angriffe einer gewissen europäischen Presse auf Spanien in den letzten Jahren merklich nachgelassen haben. Mit Ausnahme einiger Tendenzschriften, denen neben anderem der aktive Stil des iberischen Katholizismus mißfällt, bekundet man im allgemeinen eine mehr oder weniger völlige Unkenntnis und beschränkt sich auf gelegentliche kleine Nachrichten der Madrider Korrespondenten. Dann und wann belebt sich diese Stille durch

Die paradoxe Information über Spanien und ihr Schlüssel

(Ein Versuch der Deutung)

In der Januarnummer brachte die «Herder-Korrespondenz» («Orbis Catholicus») einen ausführlichen Bericht über den spanischen Katholizismus. Eine Gruppe spanischer Priester und Laien hatte ihn verfaßt zur Vorbereitung eines Kongresses über Laienapostolat. Der Kongreß fand niemals statt. In vervielfältigten Abschriften ging aber ihr Bericht durch ganz Spanien von Hand zu Hand. Er überschritt auch die Grenzen des Landes und erschien zuerst im November 1957 in der New Yorker Zeitschrift «Iberica». Die auf paradoxe Probleme in Nachbarländern erpichte Revue «Esprit» machte ihn alsbald den Franzosen zugänglich und nunmehr bekommen ihn auch die deutschen Leser durch die «Herder-Korrespondenz» zu Gesicht.

Auf den europäischen Beobachter macht ein solcher Bericht einen verwirrenden und geheimnisvollen Eindruck, denn selbst

die sommerlichen Eindrücke irgendeines Touristen, die er bei einer Blitzfahrt durch Spanien aufgefischt hat. Man lobt darin die spanische Gastfreundschaft, die iberische Landschaft, die Kunstschatze, den billigen Lebensstandard und ähnliche Dinge. Manchmal ein flüchtiger Kommentar über die dreidimensionale Anlage der spanischen Eisenbahnen, über die Rückständigkeit der Industrialisierung oder über die sozialen Probleme. Vielleicht noch ein politischer Witz. Das ist aber auch alles. Und allsogleich herrscht wieder das gewohnte Schweigen. Zum legendären Land, verloren in einem fernen Winkel des Kontinents, wird Spanien für Mitteleuropa.

In Spanien ist man sich dieser Unwissenheit, wenigstens unter den Intellektuellen, schmerzlich bewußt. In der jungen Generation gibt es nicht wenige, die diesen mittelalterlichen Burg-Komplex überwinden möchten. Eine schwierige Aufgabe; denn zu dem Informationsmangel über Spanien, der in Europa herrscht, gesellt sich ein zweites weit schwerwiegenderes und gefährlicheres Hindernis: der Informationsmangel über Spanien in Spanien selbst, das Fehlen einer öffentlichen Meinung der spanischen Gesellschaft über sich selbst.

Ein Reisender, der mit nur ein wenig gutem Willen und für einen Gedankenaustausch hinreichender Sprachkenntnis an die Pyrenäengrenze kommt, erlebt eine Überraschung nach der andern, die ihn immer wieder zwingt, seine früheren Eindrücke zu berichtigen. War ihm das Vorweisen eines Visums lästig gefallen und hatte ihn die alle 300 km aufgestellte Zivilgarde an ein Klima der Unsicherheit oder gar an einen Polizeistaat denken lassen, so verflüchtigen der geordnete Lebensrhythmus und der Kontakt mit dem Volk sehr bald diesen Eindruck. Das spanische Leben spielt sich mit außergewöhnlicher Regelmäßigkeit und Ruhe ab, und der Spanier sagt von Fall zu Fall, was ihm gut scheint. Hat er mit der ihm eigenen Beobachtungsgabe auf den Lippen des Fremden das Wohlwollen hinter dessen Frage entdeckt, so genügt das, um ihn mit dem größten Freimut der Welt seine Meinung über die Regierung, den Klerus, den Provinzgouverneur oder den Bürgermeister seiner Stadt äußern zu lassen. Und das mitten auf der Straße, im Café, im Gedränge der Metro oder am Ausgang des Fußballstadions. Die in Spanien gewiß überaus starke Geheimpolizei oder die Sicherheitswachen werden die ersten sein, die eine Ansicht zu achten wissen oder einen Witz zur politisch-sozialen Lage mit Lachen quittieren.

Es scheint also in Spanien so etwas wie eine mündliche und improvisierte «öffentliche Meinung» über den Lauf der Dinge zu geben. Eine flüchtige Analyse der Lage erfordert aber bald eine Richtigstellung, denn eine solche «Meinung» entbehrt für gewöhnlich jeder sachlichen Begründung. Sie kann nicht als authentische «öffentliche Meinung» genommen werden, denn dazu fehlt ihr der notwendige soziale Ernst.

Man kann ohne Übertreibung behaupten: Eines der größten Übel im heutigen Spanien besteht darin, daß niemand genau weiß, was vor sich geht, und der durchschnittliche Spanier über eine ganze Reihe grundlegender Probleme völlig desorientiert ist. Infolgedessen stützt sich seine mündlich geäußerte Meinung und seine politische, wirtschaftliche und soziale Sicht auf den schwankenden Grund von Gerüchten, Flüsterpropaganda und Nachrichten recht fraglicher Herkunft. Daher auch die ständige Neigung zu Übertreibungen und einem rührenden Radikalismus, der man bei improvisierten Gesprächen immer wieder begegnet. Dieser systematische Informationsmangel hat im durchschnittlichen Spanier ein völlig unreifes und oft geradezu kindliches politisch-soziales Denken zur Folge.

Wir sprachen von einem systematischen Mangel an Informationen. Das besagt nicht nur eine Unkenntnis der Ereignisse, es besagt auch, daß jemand in Spanien daran interessiert sein muß, diese Situation andauern zu lassen. Das führt uns dazu, das Problem der spanischen Presse zu prüfen. Die Presse ist oder sollte doch ein Vehikel der öffentlichen Meinung sein, ein Informations- und ein Bildungsorgan für das Gewissen des Landes. In Spanien gibt es neben einer Anzahl von Provinz-

blättern ohne besondere Prägung eine Reihe Zeitungen von ausgesprochen europäischem Format. Zum Beispiel «ABC» und «YA» in Madrid, «La Vanguardia» in Barcelona, um nur die bedeutendsten zu nennen. Wenn auch wegen des geringen Leseifers der Spanier ihre Auflage weit hinter der ihrer Schwesterzeitungen in Paris, Rom oder Frankfurt zurückbleibt, so bringen diese Blätter doch – dank eines tüchtigen Korrespondentenstabes in den Hauptstädten der Welt – regelmäßige und sachliche Auslandsinformationen. Über die ernstesten Lebensfragen des eigenen Landes jedoch sind dieselben Blätter von einer erstaunlichen Eintönigkeit, die jeder persönlichen Note entbehrt. Da infolge der staatlichen Vorzensur eine Frage oder eine kritische Stellungnahme, die von den offiziellen Normen abweichen, nicht laut werden können, haben sich die spanischen Zeitungen auf die bloße Beschreibung der an der Oberfläche liegenden Ereignisse beschränkt: Sportberichte ohne Ende, Lokalnachrichten, Provinzklatzsch. Auch Kunst und Literatur wie das kulturelle Leben ganz allgemein kommen nur in einem vollständig keimfreien, aseptischen Ausmaß zu Wort. Bewunderung verdient nur die Geschicklichkeit der Journalisten, die mit belanglosen Themen Seiten um Seiten zu füllen haben. Denn vergeblich hofft man in den Spalten der großen Tageszeitungen einen Ministererlaß kritisch beleuchtet, eine Studie über die katastrophale Lage der Peseta auf dem internationalen Markt, einen sachlichen Bericht über Spaniens Afrikapolitik, einen Plan zur Agrarreform, eine Darstellung der inneren Spannungen angesichts der Politik der Vereinigten Staaten, kurz die heute für Spanien lebenswichtigen Fragen, behandelt zu finden. Solche Themen erscheinen sehr schüchtern und getarnt in spezialisierten Zeitschriften, deren Auflagen 5000 nur selten überschreiten und die außerdem unter dem Joch der allmächtigen Vorzensur stehen, der es nicht genügt, alles zu unterdrücken, was ihr mit den offiziellen Direktiven nicht in Einklang scheint, die sich vielmehr auch die Originaltexte zu verbessern und zu entstellen erlaubt.

Heute glaubt niemand mehr der spanischen Presse und, was weit schlimmer ist, dieses negative en bloque-Urteil erstreckt sich auch auf absolut zutreffende Gegebenheiten, die, falls sie mit den Richtlinien der Regierung übereinstimmen, ein weites Echo in den Zeitungen finden. Da ein echtes Wahrheitskriterium fehlt, hängt die vorhandene Skepsis jeglicher Art der Information ihre sterilisierenden Fragen an. So bewahrheiten sich einmal mehr die schwerwiegenden Worte Pius XII. in seiner berühmten Rede vom Heiligen Jahr an katholische Journalisten: «Wo es keine öffentliche Meinung gibt, liegt – was immer auch der Grund sein mag – eine soziale Krankheit vor.» Spanien beweist das handgreiflich. Die hormonale Gleichgewichtsstörung seines sozialen Organismus wird sichtbar an lebenswichtigen Bereichen, sie hat nicht nur sein Leben im Innern gefährdet, sie hat auch seine internationalen Beziehungen aufs Spiel gesetzt, da sie jenes Klima der Apathie und des Schweigens hervorrief, das neben anderen, weniger berechtigten Gründen die Haltung der europäischen Presse zu den Problemen der Halbinsel bestimmt.

Dieser Mißstand hat beim Großteil der Spanier neben der Interesselosigkeit für die Presse auch eine tiefgehende politische Apathie und Interesselosigkeit am öffentlichen Leben zur Folge, die sich hinter einem kleinlichen und spießbürgerlichen Gehaben verbirgt. Die heutige Hochschuljugend ist unpolitisch oder sie weist extreme Fälle von Verbitterung und Spannung auf, die sich erleichtert fühlen, wenn sie in einer ausländischen Zeitschrift ein paar wütende Seiten über die politische, religiöse oder soziale Lage Spaniens veröffentlichen können. Beide Erscheinungen: die kleinbürgerliche politische Gleichgültigkeit wie der unreife Extremismus der jungen Generation stellen ernste Probleme, mit denen sich die Regierung noch auseinandersetzen muß und die den politischen Horizont Spaniens umdüstern.

Angesichts dieser Lage erhebt sich eine schwer zu beantwortende Frage: Welche Haltung hat die katholische Kirche ein-

genommen gegenüber dieser von der Regierung geübten Beschneidung der Pressefreiheit? Die Frage wird noch akuter, wenn man bedenkt, daß auch die Veröffentlichungen der Kirche selbst, mit Ausnahme der bischöflichen Diözesanblätter und des Wochenblattes der Katholischen Aktion, «Ecclesia», der gleichen Vorzensur unterworfen sind. Die Antwort ermangelt nicht des Paradoxalen. Es erschienen zwar einige vorzügliche und entschiedene Artikel in der Zeitschrift der Jesuiten «Razón y Fe», es gab eine Polemik in der eben genannten «Ecclesia», deren eine gewisse Leidenschaftlichkeit nicht entbehrende Freimütigkeit dem Leiter der Zeitschrift den Direktorsposten kostete, es gab ferner einen Briefwechsel in dieser Frage zwischen dem heutigen Bischof von Malaga, Dr. Herrera, und dem Informationsminister Sr. Arias. Aber abgesehen von diesen wenigen Reaktionen blieb die Haltung des spanischen Katholizismus, der Hierarchie wie der Gläubigen, eine erstaunlich passive. Man könnte vielleicht sagen, daß auch sie von der gleichen allgemeinen Apathie überrollt wurden und (zum wenigsten als Kollektiv) den Glauben an die Wirksamkeit der Presse verloren haben. Wir kennen die Gründe nicht, aus denen die spanische Hierarchie zu diesem Problem nicht offiziell Stellung genommen hat, wir zweifeln aber auch nicht daran, daß, wenn sie es getan hätte, die Vorzensur – zum wenigsten in der straffen Weise, die heute geübt wird – nicht mehr bestehen würde.

Niemand bestreitet, daß der Bürgerkrieg 1936–1939 einen Ausnahmezustand bedingte, der durch den Weltkrieg und die sinnlose Blockade, welche die UNO über Spanien verhängte, künstlich verlängert wurde. Unter diesen Umständen mochte eine Pressezensur gerechtfertigt erscheinen, wenn auch nicht in der extremen Form, die tatsächlich zur Anwendung kam. Aber diese Zeit liegt jetzt zehn Jahre zurück, und doch bleibt die Zensur immer noch allmächtig. Das Presseinstitut, das der heutige Bischof von Malaga 1926 gegründet hatte und dessen katholische Ausrichtung offensichtlich war, wurde 1936 aufgelöst und konnte nicht wieder eröffnet werden. An seiner Stelle hat der Staat in Madrid und Barcelona Presseinstitute errichtet, deren innere Struktur schon deswegen einer Verleugnung jeder öffentlichen Meinung gleichkommt, weil politische Linientreue in ihnen verlangt wird, gegen welche auch die geringste kritische Äußerung verpönt ist. Der Informationsminister betrachtet diese Schulen als Modell und Pflanzstätten echter Journalisten, und bei seiner paternalistischen und theokratischen Auffassung vom Staat verteidigt er bis zur Unerträglichkeit eine von ihm und seinen Mitarbeitern geschickte gesteuerte Presse. Das Geheimnis dieser Steuerung aber ist eben die Vorzensur.

In letzter Zeit freilich lassen sich im Informationsministerium Anzeichen der Unruhe feststellen. Gerüchte über ein neues Pressegesetz schwirren durch die Wandelgänge Madrids. Niemand aber weiß etwas Bestimmtes und unterdes wird die Lage immer ernster. Auch der neue Generaldirektor legte bei seiner Antrittsrede ein Treuebekenntnis zu den politischen Richtlinien der Regierung ab, ohne sich dabei aufzuhalten, daß nach den Worten Pius XII. die erste Aufgabe des Journalisten der Dienst an der Wahrheit ist.

Es wäre töricht zu glauben, die soziale Gesundung Spaniens könnte gefördert werden durch eine Pressefreiheit im Stil manch anderer europäischer Länder, den man richtiger als Zügellosigkeit in der Meinungsäußerung ansprechen sollte. Diese bedauerlichen Mißbräuche sind es ja gerade, auf die der Informationsminister seine unrichtige Beweisführung zu stützen sucht. Zwischen Zügellosigkeit und Versklavung der öffentlichen Meinung gibt es immerhin einen Mittelweg, der sicher nicht leicht zu finden, aber notwendig und einzig richtig ist. Gewisse Werte müssen gerade mit Rücksicht auf die Freiheit unantastbar sein, aber das hindert nicht, daß der öffentlichen Meinung ein weiter Spielraum gewährt wird, der es dem Bürger erlaubt, mit dem politischen Regime zusammenzuarbeiten. Der Einzelne besitzt ein striktes Recht auf diese Zusammenarbeit und dieses Recht darf nicht verletzt werden – schon gar nicht durch verfängliche Begründungen und durch einen verzerrten Katholizismus.

Es ist letztlich eine Angelegenheit der Spanier, wie sie in der augenblicklichen geschichtlichen Lage sich ihre Pressefreiheit und öffentliche Meinung denken und aufbauen. Ihnen von außen her Verhaltensmaßregeln zu erteilen, wäre abwegig. Unser Wunsch ist nur, daß Spanien diese innere Krise, die zum Teil auch seine internationale Krise bedingt, überwinde und daß der Informationsmangel, der, wie wir gesehen, in Europa über die spanische Frage besteht, behoben werde.

Das Gespräch über ein neues Europa kann der Stimme Spaniens nicht entbehren, Spaniens mit seiner alten Kultur, mit seinem religiösen Elan, mit seinem gesunden Lebensrhythmus und seinem tiefen Wissen um einen überkommenen Humanismus. Wir wollen aber die gesunde Stimme eines gesunden Volkes hören und nicht das aufdringliche Gerede unreifer Artikel oder durch den Staatsapparat filtrierte und völlig sterilisierte Erzeugnisse. So hoffen und wünschen wir denn, daß sich das Informationswesen Spaniens rasch entwickeln möge zum Segen des Landes und zum Nutzen der ganzen Welt.

Pedro Hispano

Bücher

Vom frühen Sozialismus, zwei treffliche Quellensammlungen.

Der Frühsozialismus: Ausgewählte Quellentexte. Herausgegeben und eingeleitet von Thilo Ramm (Kröners Taschenausgabe). Alfred-Kröner-Verlag, Stuttgart-W., 1956. XXXII und 397 Seiten.

Thilo Ramm, der sich durch sein mehrbändiges Werk «Die großen Sozialisten» als eifriger und erfolgreicher Spezialforscher auswies, hat aus den Schriften von sieben Autoren des vor- und nichtmarxistischen Sozialismus, dazu solchen der Saint-Simonistischen Schule, bekannte Abschnitte ausgewählt und für die bekannte Kröner-Reihe zu einer Anthologie zusammengestellt.

Babesf, Kommunist zur Zeit der Französischen Revolution, war der Hauptinitiator der 1796 in Paris aufgedeckten «Verschwörung der Gleichen». *Saint-Simon*, Zeitgenosse Napoleons aus altem Adel, hat den überkommenen Staatsapparat und seine Methodik durch eine Art Selbstverwaltung der «Industriellen» – der Gesamtheit der produktiv schaffenden Stände – zu ersetzen gedacht. *Fourier* hat seinen Platz in der Geschichte des Genossenschaftsgedankens; er entwarf das seltsame Gebilde der

«Phalange», einer geschlossenen Lebens- und Arbeitsgemeinschaft von begrenztem Umfang. Von der industriellen Praxis her kam der Brite *Robert Owen*, ein warmherziger und unermüdlicher Menschenfreund, der tatkräftig bemüht gewesen ist, seine sozialreformerischen Ideen zu realisieren. Ebenso nicht bei der Theorie stehen geblieben ist der Franzose *Cabet*, Verfasser des erfolgreichen Zukunftsromans: «Die Reise nach Ikarien» und Begründer einer sozialistischen Siedlung in Amerika. Der in Magdeburg geborene *Wilhelm Weitling* gehört ebenfalls in die stattliche, freilich im einzelnen an Divergenzen reiche Reihe der Denker, die die sozialrevolutionäre oder sozialfortschrittliche Zielsetzung auf die christliche Lehre gestützt haben. *Louis Blanc* schließlich, der im bewegten Jahr 1848 den Gipfelpunkt seines Wirkens erreichte, steht insofern Ferdinand Lassalle nahe, als er wie dieser die Neuformung wesentlich durch Maßnahmen von staatlicher Seite hat herbeiführen wollen.

Herausgeber und Verlag sind zu loben, weil der vor- und nichtmarxistische Sozialismus wenigstens im ganzen deutschen Sprachgebiet noch nicht annähernd die ihm gebührende Beachtung gefunden hat.

Wie weit der Vorwurf des Utopismus berechtigt war und wie weit nicht, mag man nun in dem angezeigten Buch an Hand von Quellentexten prüfen. Ramm hat die Auswahl so getroffen, daß die Gesellschafts-, Wirtschafts- und Kulturkritik der angezogenen sieben Autoren in den wichtigsten Zügen sichtbar wird. Mancher Leser dürfte erstmals erfahren, daß

einiges an Erkenntnis und Wertung, das er bisher allein Marx oder dem Marxismus zuschrieb, schon diesen Autoren geläufig war. Die Ziele, die sie gesteckt, und die Wege zur Verwirklichung, die sie vorgeschlagen haben, findet man in dem Band ebenfalls, zumal die gewählten Texte durch Einführungen sowie einen zwanzigseitigen Abriss der Geschichte des Frühsozialismus eine wertvolle Abrundung erfahren haben.

Marx Karl: Die Frühschriften. Alfred-Kröner-Verlag, Stuttgart, 1953. 588 Seiten.

Es ist äußerst lehrreich, diese Frühschriften von Karl Marx zu studieren. Man ist vor allem über drei Dinge überrascht: Einmal über die Intelligenz

und die scharfe Beobachtungsgabe, die sich schon in den frühesten Schriften offenbaren, über das hier noch vernehmlich mitschwingende starke Ethos, aber auch darüber, wie viele seiner späteren Ideen keimhaft schon deutlich auch beim jungen Marx sichtbar sind.

Die von Landshut getroffene Auswahl bringt das vielleicht etwas überstark zum Ausdruck, da sie nach seinen eigenen Angaben unter dem Gesichtspunkt erfolgt ist, «möglichst alles aufzunehmen, worin sich die produktive Gedankenarbeit von Marx bis zum Kommunistischen Manifest (1847/48) vollzieht». Aber die Entwicklung dieser Ideen, die Absetzung von Hegel, das Werden fast aller Grundbegriffe des späteren «Kapitals», das Anwachsen des Stromes materialistischen Denkens läßt sich so sehr deutlich verfolgen. — Eine nützliche und dankenswerte Ausgabe! J.Dd

Eingesandte Bücher

(Besprechung für ausdrücklich verlangte Bücher vorbehalten)

- Gollwitzer Helmut:** Die Christen und die Atomwaffen. «Theologische Existenz heute», Heft 61. Chr. Kaiser Verlag, München, 1957. 50 S., broschiert.
- Greinacher Norbert:** Familien-Gruppen. Berichte und Erfahrungen. Alsatia-Verlag, Freiburg i. Br., 1957. 156 S., Leinen.
- Heer Friedrich:** Experiment des Lebens. Von den Wegen in die Zukunft. Glock und Lutz Verlag, Nürnberg, 1957. 328 Seiten, Ganzleinen DM 11.50.
- Heer Friedrich:** Junger Mensch vor Gott. Glock und Lutz Verlag, Nürnberg, 1957. 128 S., Pappband DM 5.80.
- Heyder Gebhard:** Paulus / Das Wort an die Welt. Eine Synopse der Briefe des Apostels. Walter-Verlag, Olten, 1957. 300 Seiten, brosch. Fr. 15.80.
- Huber Guido:** Das Fortleben nach dem Tode. Origo-Verlag, Zürich, 1957. 213 S., kart. Fr. 11.70.
- Jedin Hubert:** Geschichte des Konzils von Trient. Band 2: Die erste Tagungsperiode 1545/47. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1957. 550 Seiten, Leinen.
- Knox Ronald A.:** Christliches Schwärmertum. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte. Jakob Hegner Verlag, Köln, 1957. 600 S., Leinen DM 38.—
- Kramer Josephine:** Gute Erzieher. St. Antonius-Verlag, Solothurn, 1957. «Dienen und helfen», Heft 14. 32 S., brosch. Fr. —.75.
- Lay Rupert:** Worte von drüben. Verlag J. Pfeiffer, München, 1957. 32 S., 16 Text- und 16 Bildseiten, geheftet DM —.55.
- «Lebensweisheit».** Sinnsprüche aus allen Jahrhunderten. Verlag Ars sacra, Jos. Müller, München, 1957. Alleinauslieferung für die Schweiz: Maria M. Dubler, Lugano-Massagno. Handgezeichnet mit Miniaturen in Rot und Gold. Format 8:15,5 cm. 52 S., DM 4.20.
- Lebret L.-J.:** Ich rufe zu Dir. Gebete eines Menschen unserer Zeit. Alsatia-Verlag, Freiburg i. Br., 1957. 96 S., Leinen.
- Le Mouel Gilbert:** L'Histoire des Apôtres. Les Editions Ouvrières, Paris, 1957. 199 Seiten, brosch. frs. 500.—
- Lexikon für Theologie und Kirche.** 1. Band: A—Baronius. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1957.

- Lüthi Walter / Eduard Thurneysen:** Predigt — Beichte — Abendmahl. Ein Wort an unsere Gemeinden. Evangelischer Verlag AG., Zollikon, 1957. 123 S., brosch. Fr. 6.90.
- Maschek P. Salvator:** Feldherr wider Willen. St. Antonius-Verlag, Solothurn, 1957. 84 S., brosch. Fr. 3.50.
- Stolpe Sven:** Mittsommernacht. Roman. Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei, Frankfurt a. M., 1957. 301 S., Leinen.
- Suavet Thomas:** Construire l'Eglise aujourd'hui. Les Editions ouvrières, 1957. 254 S., brosch.
- Tautscher Anton:** Wirtschaftsethik. Handbuch der Moraltheologie, Bd. 11. Max-Hueber-Verlag, München, 1957. 264 S., brosch. DM 9.80, Leinen DM 11.80.
- Tenhaff W. H. C.:** Aussergewöhnliche Heilkräfte. Magnetisere, Sensitive, Gesunbeter. Walter-Verlag, Olten, 1957. 351 S., Leinen Fr. 16.80.
- Theissing Heinrich:** Der Engel des Herrn. Betrachtungsbuch. Verlag J. Pfeiffer, München, 1957. 92 S., Leinen DM 4.80.
- Schw. Theresia Renata de Spiritu Sancto:** Stein Edith. Eine grosse Frau unseres Jahrhunderts. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1957. Band 3 der Herder-Bücherei, 240 S., brosch.
- Thibon Gustave:** Was Gott vereint hat. Verlag Herold, Wien, 1957. 204 S., Sch. 64.—
- «Una Sancta».** Rundbriefe für interkonfessionelle Begegnung. 11. Jahrg. 1956. Kyrios-Verlag, Meitingen b. Augsburg. Pro Jahrg. ca. DM 7.—
- «Ungarische Passion. Der Opfergang der Kirche in Ungarn.»** Ostpriesterhilfe, Königstein/Taunus, 1957. 64 S., brosch. DM —.90.
- Vecsey Joseph / Joh. Schwendemann:** Kardinal Mindszenty warnt. Reden, Hirtenbriefe, Presseerklärungen, Regierungsverhandlungen. Verlag Pressevereinsdruckerei, St. Pölten, 1956. Auslieferung für die Schweiz: Rex-Verlag, Luzern. 384 S., Leinen Fr. 15.80.
- Villain Maurice:** L'abbé Paul Couturier. Apôtre de l'Unité Chrétienne. Collection «Eglise vivante». Editions Casterman, Tournai, 1957. 384 S., frs. 120.—
- Walser Peter:** Die Prädestination bei Heinrich Bullinger. Zwingli-Verlag, Zürich, 1957. 288 S., Fr. 16.60.
- Was in Ungarn geschah.** Der Untersuchungsbericht der Vereinten Nationen. Herder-Bücherei, Band 9. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1957. 188 S., Fr. 2.30.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Druck: H. Börsigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505 — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Verlagsanstalt Benziger & Co. AG., Köln, Martinstr. 20, Postcheckk. Köln 8369. Jährl. DM 12.—; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stübli, Hoserupgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. ffr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verewaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—. USA: Jährl. \$ 3.—.

Neuerscheinung

F. M. SCHÄFER

GOTTES FERNE UND NÄHE

Gespräche über die Glaubensnot des heutigen Menschen

368 Seiten, Leinen ca. sFr. 16.60

Wie steht es in unserer Zeit um die elementare Bindung des Menschen an den unbekanntem Gott? Hier schreibt ein Laie, der aus dem Werk Karl Rahners schöpft in der Ueberzeugung, dass gerade dieser Theologe ein aussergewöhnlich starkes Verständnis für die Lage des modernen Menschen und sein Lebensgefühl zeigt. — Aus dem Inhalt: Religion heute? — Glauben heute? — Willensfreiheit und Vorsehung im Alltag? — Ehenot — Beichten heute noch? usw.

Durch jede Buchhandlung

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK-WIEN-MÜNCHEN